

Armee, Staat und Geschlecht : Die Schweiz im internationalen Vergleich, 1918-1945 [hrsg. v. Christof Dejung et al.]

Autor(en): **Gees, Thomas**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **10 (2003)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

L'ensemble des travaux ainsi réunis est surtout le reflet d'un travail sur le terrain, tant au travers des témoignages que des résultats et des observations des thérapeutes. Mais il est aussi témoignage à son tour, puisqu'il est le produit d'un moment historique particulier, celui qui après 1987 voit naître des organisations de conseil et soutien aux victimes de la Shoah (1987 en Israël, 1991 en Allemagne, 1994 en Autriche puis, en 1998 en Suisse). Si l'accent est d'emblée mis sur la thérapie, le témoignage et l'approche psychologique, le rapport à l'histoire apparaît en filigrane, comme un encouragement à la réflexion future. Paul Parin («Können Psychologen von Historikern und Können Historiker von Psychologen lernen?»), engage les psychologues à suivre les pistes ouvertes par les historiens, voyant notamment dans les travaux sur l'identité collective (cultures nationales, nationalisme) un canevas indispensable à la compréhension des souffrances individuelles. Car il constate que malgré les tentatives de la psychohistoire dans les années 1970, ou en dépit de l'abondance des travaux récents, il n'y a pas eu d'avancée méthodologique concluante depuis *La psychologie des masses et l'analyse du Moi* de S. Freud (1921).

Il n'en reste pas moins que le volume se présente comme une ouverture stimulante dans cette double direction «psychologie et histoire», et qu'il est à souhaiter que les pistes ici ébauchées continueront à être élaborées dans l'avenir. Sa parution est également à saluer par sa dimension en tant que témoignage et mémoire de la Shoah en général, et des survivants en Suisse en particulier. L'expérience ainsi acquise par les thérapeutes s'insère aussi dans le travail actuel de soutien aux victimes de violences collectives, dont témoignent les réfugiés accueillis en Suisse, et qui encourage les thérapeutes à développer l'approche «victimologique».

Force est de conclure que les objectifs fixés par les éditrices dans l'introduction (précédée d'un avant-propos éclairant du prof. Jacques Picard) ont été atteints. Ces pages participent à la fois à la construction de la mémoire, tout en offrant des éclairages sur l'analyse du passé. Elles intéresseront tout autant les survivants (et leurs familles), que les professionnels, les psychologues avant tout – et les historiens, est-il à souhaiter.

Comment fait-on pour oublier, et comment rappelle-t-on à sa mémoire, pour la première fois depuis 50 ans les événements traumatiques d'alors? Cette observation sur l'expérience individuelle, notée par Berthold Rotschild («La puissance du silence, La vérité historique – un concept psychanalytique négligé») pose en effet une question cruciale à l'historien. Le volume participe ainsi avec à propos à la réflexion sur les ressorts mystérieux de la mémoire et de l'oubli.

Jasna Adler (Genève)

**CHRISTOF DEJUNG,
REGULA STÄMPFLI (HG.)
ARMEE, STAAT UND GESCHLECHT
DIE SCHWEIZ IM INTERNATIONALEN
VERGLEICH, 1918–1945**

CHRONOS, ZÜRICH 2003, 240 S., FR. 38.–

An der Schweizerischen Historikerinnen-tagung von 1998 sprach Susanna Burghartz von «blinden Flecken» in der Weltkriegsdebatte. Sie machte darauf aufmerksam, dass allgemein in der Öffentlichkeit, aber auch speziell im Forschungsvorhaben der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg (UEK) die Kategorie des Geschlechts ausgeblendet würde. In der Folge setzte – in den Spalten dieser Zeitschrift – eine lebhaft Debatten ein, an der sich auch Jakob Tanner und Regula Stämpfli beteiligten.



Letztere organisierte zusammen mit Christof Dejung im Februar 2001 in Zürich eine internationale Tagung zu «Krieg, Armee und Geschlecht in der Periode der Zwischenkriegszeit und des Zweiten Weltkriegs». Die Tagungsbeiträge sowie zusätzliche Aufsätze von Ka Schupisser (Wiedereinbürgerung ehemaliger Schweizerinnen), Ronny Kaufmann (Richtungsstreit und Geschlechterbilder in schweizerischen Militärzeitschriften), Wilfried Meichtry (Das Walliser Geschwisterpaar Emma und Franz von Werra) und Urs Germann (Militärjustizpraxis in der Schweiz) sind – gewissermassen im Jahr Eins nach Bergier – als Sammelband erschienen.

Es ist erfrischend, dass zahlreiche AutorInnen unabhängig von der Unabhängigen Expertenkommission auf dieselbe Periode einen ganz anderen Blick werfen und Akzente setzen, welche zu meist in der hitzigen Debatte keine Beachtung gefunden hatten. Der Band soll aber nicht danach beurteilt werden, ob er die «Blinden Flecken» in der damaligen Debatte tatsächlich sichtbar gemacht hat, sondern lediglich danach, ob die Erwartungen, welche die Herausgeberschaft mit ihrem Titel weckt, auch erfüllt werden. Der Band versteht sich als «Mosaikstein für das neue Geschichtsbild», welches sich aus einer geschlechtergeschichtlichen Perspektive auf die Epoche 1918 bis 1945 ergeben soll (Einleitung Dejung/Stämpfli, 15).

Der definierte Zeitraum wirkt nicht besonders überzeugend. Es wird nicht näher erörtert, warum sich die Herausgeber explizit auf 1918 und 1945 beziehen wollen. Stellen 1918/1945 auch aus geschlechtergeschichtlicher Fragestellung Zäsuren dar oder wird der Zeitraum als politikgeschichtlich geschlossene Epoche verstanden, welche nun aber unter einem anderen Kriterium (Geschlecht) analysiert wird? Die meisten Beiträge beschäftigen

sich mit dem Zweiten Weltkrieg (1939 bis 1945), einige gehen (viel) weiter zurück (Rudolf Jaun), andere verweisen auf die Periode danach (Ruth Seifert). Wo unter dieser postulierten «neuen Perspektive» Brüche und Kontinuitäten liegen, wird jedenfalls auch in der Einleitung nicht resümierend dargelegt.

Gerne hätte man auch mehr Komparatives – zumindest in der Einleitung – gefunden. Die Schweiz international zu verorten ist das erklärte Ziel im Untertitel. Es wäre beispielsweise hilfreich gewesen, mit ein paar Statistiken über die Erwerbsquote von Frauen in Ländern mit Kriegserfahrung (etwa Deutschland, Österreich, Grossbritannien und USA) aufzuzeigen, wie stark die Schweiz – abgesehen vom verspätetem Wahlrecht – tatsächlich einen Sonderfall nach 1945 darstellte oder nicht. *Regina Wecker* vertritt die These, dass die Kriegsabwesenheit 1939–1945 in der Schweiz auch die Geschlechterordnung beeinflusste. (30) Wenn dies zutrifft, kann aber nur die Ordnung nach 1945 gemeint sein, womit wiederum die Frage auftaucht, ob das «Einmannnähermodell» der Nachkriegszeit ein spezifisch schweizerisches war. Ein Vergleich mit dem ebenfalls kriegsunversehrten Schweden wäre jedenfalls interessant.

Aufschlussreich ist der Hinweis bei Wecker (42), wie das Reduitkonzept der Schweizer Armeeführung von 1940 unter geschlechtergeschichtlicher Perspektive eine neue Dimension bekommt. In seiner Dissertation interpretierte Jakob Tanner wie Alan Milward die Kriegsökonomie unter wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Perspektive und kam zum Befund, dass es den Mann nur einmal gibt: entweder als Soldat an der «Front» oder als Arbeitskraft «zu Hause» in der Landwirtschaft, im Dienstleistungsgewerbe oder in der Industrie. Der Rückzug ins Reduit erlaubte eine Teildemobilisierung und damit eine weit gehende Reintegration der

Männer in den zivilen Wirtschaftsprozess. Aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive kann eingewendet werden, dass diese Sichtweise das weibliche Arbeitskräfte-reservoir einfach ausblendet. Um die Geschlechterordnung aufrecht zu erhalten, hätte man auf die Option Frau möglichst verzichten wollen. Weiter hinten im Band unterstützt zwar *Rudolf Jaun* vorerst diese Perspektive. Kurz darauf kommt er aber gestützt auf eigene ältere Arbeiten zum Schluss, dass diese Debatte nur die Fehlinterpretation der militärischen Reduitstrategie reproduziere. Der Schweiz mangelte es nicht an Truppen, sondern an Panzern, Flugzeugen und Transportmitteln. (93)

May B. Broda verknüpft am Beispiel der als «Polenhuren» verunglimpften Schweizerinnen, welche Beziehungen zu den internierten Polen pflegten, Militär, Geschlecht und Rassismus zwischen 1939 und 1945. Broda zeigt nicht nur auf, dass in der Perzeption dieser Schweizerinnen die internierten Polen die Schweizer Männer punkto Aufgeschlossenheit, Höflichkeit und Eleganz offenbar um Längen distanzieren, sondern Broda macht auch deutlich, welches Gefahrenpotenzial offenbar diese «transnationalen Beziehungen» für die biedereren Schweizer (Männer) darstellten. Eugen Bircher, Arzt, Offizier und Nationalrat, lancierte im Juni 1944 eine Interpellation, mit der er die Behörden aufforderte, den Kontakt zwischen den Internierten und der Zivilbevölkerung strenger zu überwachen. Birchers Vorstoss sei geprägt von biologistischen und rassistischen Grundannahmen, von Konkurrenz- und Neidgefühlen und von soldatischen Männerfantasien und -projektionen. (146)

Wie Broda basiert auch der Beitrag von *Christof Dejung* auf der Technik der Oral History. Eine ehemalige Zeitzeugin schilderte dem Autor, wie die Uniformen der Schweizer Militärs eine angeblich

«erotisierende Kraft» innehatten, welche je nach militärischem Grad variierte. Wenn Dejung schliesslich aus den zitierten Interviewausschnitten die «sexuelle Attraktivität der Armeeeingehörenden mit aufsteigendem Grad» (177) ableitet, schießt er allerdings über das Ziel hinaus. Auch die späteren Ausführungen über die militärische und zivile Hierarchie, welche auf anschaulichem Interviewmaterial basieren, legen eher den Schluss nahe, dass das Hierarchieproblem unter einer sozialgeschichtlichen Perspektive und weniger aus einer geschlechtergeschichtlichen zu interpretieren wäre. Ob in den 1930er- und 40er-Jahren ein Aufstieg vom Soldaten zum Offizier erfolgreich war, hing laut Dejung fast ausschliesslich von der familiären Herkunft und den sozialen Verhältnissen ab.

Die festgestellten Defizite in der Einleitung werden teilweise im eigenständigen Beitrag von *Regula Stämpfli* kompensiert. Sie spannt den Bogen weit von den ersten geschlechterdiskriminierenden sozialpolitischen Gehversuchen nach dem Ersten Weltkrieg bis zur späten Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechts auf eidgenössischer Ebene 1971. Ihre Grundthese lautet – in Übereinstimmung mit den andern Beiträgen –, dass in der Schweiz beide Kriege die Gleichberechtigung in Wirtschaft, Armee und Politik auf Jahre hinaus blockierten. Zwar gab es in den Kantonen Genf (1940), Neuenburg (1941/48), Basel-Stadt und Baselland (1946), Zürich (1947) und Solothurn (1948) noch während oder kurz nach dem Krieg Abstimmungen über die politische Gleichberechtigung, welche gemäss den Frauenverbänden «in der Luft lag», doch das Ergebnis war jeweils niederschmetternd. Laut Stämpfli waren drei Faktoren für diese Verspätung verantwortlich: (227) eine geschlechtersegregierende Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik, die militärische Strategie des Armeekommandos



sowie die «politische Kultur» (direkte Demokratie, Milizsystem und Kleinräumigkeit). Man mag diesem Befund zustimmen, doch diese Schlussfolgerung hat den Leser insofern überrascht, als deren Herleitung in dem Beitrag selber nicht deutlich greifbar wird. Das Argument der Militärstrategie hatte schon Rudolf Jaun stark relativiert, die segregierende Arbeitsmarktpolitik während und in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wird zu wenig systematisch untersucht und die «politische Kultur der Schweiz» gilt in internationalen Untersuchungen generell als retardierendes Element in wohlfahrtsstaatlicher Hinsicht.

Elisabeth Joris eröffnet ein viel versprechendes, kaum untersuchtes Forschungsfeld, indem sie einen geschlechterspezifischen Blick auf die Kriegspropaganda im Zweiten Weltkrieg wirft. Da die Schweiz sich nicht im Krieg befand, so die Ausgangsüberlegung, substituierte einfach die Landesgrenze die real nicht existierende Front. Joris stellt eine Geschlechterdichotomie fest: hier der Aktivdienst des Mannes und Soldaten, dort der Opferwille der Frau und Mutter. Insbesondere der katholische Frauenbund liess sich gerne im autoritären Gedankengebäude eines Philipp Etter nieder, dessen organisches Gesellschaftsbild von der patriarchalisch strukturierten Familie dominiert wurde. Der Krieg, der nicht real auf dem Schlachtfeld stattfand, aber umso eher in den Köpfen existierte, weil er Gelegenheit zur behördlichen Text- und Bildpropaganda bot, trug schliesslich zu einer Erstarrung der Geschlechterordnung bei.

Der Sammelband ist trotz aller hier ausgebreiteten Kritik ein geglücktes Unterfangen. Gerade einem in der Geschlechtergeschichte nicht beheimateten Historiker öffnen sich neue Zugänge zu einer vermeintlich vertrauten Periode. Man wünscht dem hier präsentierten

«Mosaikstein», dass sich neue dazugesellen. Eine Weiterentwicklung wäre in dreierlei Hinsicht denkbar: erstens sollte die schweizerische Entwicklung viel konsequenter in den internationalen Kontext gestellt werden, zweitens wäre die Kategorie des Geschlechts stärker herauszuarbeiten als Erklärungsvariable zur Sichtbarmachung von Brüchen und Kontinuitäten (Periodisierungsfrage) und drittens wäre es bereichernd, sich vermehrt in den innerdisziplinären Diskussionszusammenhang der «sehr volatil gewordenen Geschichtswissenschaft» (Rudolf Jaun) einzubringen. Das neu entdeckte Interesse der Geschlechtergeschichte am Militär ist diesbezüglich ein positives Signal.

Thomas Gees (Bern)

**DANIEL DI FALCO, PETER BÄR,
CHRISTIAN PFISTER (HG.)
BILDER VOM BESSEREN LEBEN
WIE DIE WERBUNG
GESCHICHTE ERZÄHLT**

HAUPT, BERN 2002, 240 S., FR. 62.–

**CHRISTOPH DOSWALD (HG.)
HAPPY
DAS VERSPRECHEN DER WERBUNG**
CHRONOS, ZÜRICH 2002, 280 S., FR. 49.–

Wer ist nicht gerne glücklich? Und wer hat sich nicht schon einmal von Glücksversprechungen in der Werbung faszinieren lassen – wohl wissend, dass die Werbung lügt und Glück nicht zu kaufen ist? Werbung verspricht ein besseres Leben, egal ob Schokolade, Autos oder Zigaretten angepriesen werden. Und diese massenhaft vervielfältigten Bilder von einem besseren Leben wiederum erzählen Geschichte – wenn man die richtigen Fragen stellt und mit den Bildquellen richtig umgeht.